

Die Dame in Blau

Autor(en): **Dekobra, Maurice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 2

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Dame in Blau

NOVELLE VON MAURICE DEKOBRA

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Kunde / Nachdruck verboten

Ich flanierte an jenem Abend längs des schon dämmerigen Strandes von Palm Beach. Im Dunkel, zu meiner Rechten, brandeten die Wellen stoßartig gegen den nassen Sand. Zur Linken blickten mit goldigem Schimmer die Lichter des «Palace» hinter der schwarzen Palmengardine hervor. Die malvenfarbigen Lampenschirme glichen gigantischen Johanniskäfern, die sich wie auf Blüten auf den Tischen niedergelassen hatten. Zuweilen blitzte ein Edelstein am Halse einer Frau, ein Diamant auf einem Schlips.

Plötzlich veranlaßten eilige Schritte, daß ich mich umwandte. In der Finsternis näherte sich mir jemand. Ich erkannte einen der livrierten Diener des «Palace».

«Beg your pardon, Sir», sagte er, die Hand an die Mütze legend. «Ich bin beauftragt, Ihnen diese dringliche Nachricht zu überbringen.»

Verwundert nahm ich den weißen Umschlag und las die Mitteilung beim Licht meiner elektrischen Lampe. Der Inhalt sagte in lakonischer Kürze:

«Grande Palace, Palm Beach (Florida).

Mein Herr!

Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen? Falls Sie dazu bereit, dann treffen Sie mich sofort auf der Terrasse. Ich warte dort. Sie werden Ihre Zimmernachbarin sicher erkennen.

Die Dame in Blau.»

Ich verlor ein wenig die Fassung. In der Tat erinnerte ich mich, im Aufzug, am Strand, im Lesesaal des «Palace» eine schöne, braunhaarige Frau mit schräggelagertem Geishablick, mit Wimpern, die sich dicht über der blassen Iris zusammendrängten, gesehen zu haben. Ich hatte sie mit jener stummen Bewunderung betrachtet, welche die zurückhaltende Huldigung des Mannes der Zivilisation ist. Ich hatte mich auch gefragt, warum sie immer — bei Tisch, auf der Promenade, im Park — allein war. Uebrigens beabsichtigte ich schon längst mich über diese geheimnisvolle Nachbarin zu erkundigen. Nun erfüllte der Zufall meinen Wunsch. Noch in dieser Nacht sollte mein Dolcefarniente durch den Reiz einer unerwarteten Einladung unterbrochen werden.

Ich kehrte alsbald ins Hotel zurück, ließ meine Blicke über die Terrasse schweifen und erkannte in einer Ecke der steinernen Balustrade, im Schatten eines Hibiskusbuketts, die Dame in Blau, die lässig Wölkchen aus ihrer Zigarette aufsteigen ließ. Ich näherte mich und verneigte mich. Der leuchtende Blick, der mich traf, sagte mir, daß ich ihr willkommen sei. Mit ihrer zarten, perlengeschmückten Hand zeigte sie auf einen Stuhl ihr gegenüber, und ohne auf eine Aeußerung meinerseits zu warten, bestellte sie, als ob sie meinen Geschmack bereits kenne, ein Eisgetränk.

Die Anmut und Ungezwungenheit ihres Benehmens erweckten in mir den Eindruck, als nähme ich neben einer Dame Platz, die ich schon längst kannte.

«Ich bin entzückt, Madame, daß der Diener mich am Strande traf», sagte ich, «denn sonst würde ich wohl nie Gelegenheit gefunden haben...»

Aber sie unterbrach mein Kompliment, indem sie mir eine Zigarette anbot. Sie rauchte übrigens gierig. Ein ganzes Häufchen Goldmünzstücke lag schon im Aschenbecher zu ihrer Rechten.

«Sprechen wir nicht von dem Billett!», sagte sie lächelnd.

«Die Brise ist mild. Der ferne Jazz begleitet mit seinem Rhythmus unsere Unterhaltung. Genießen wir den Zauber dieser sternhellen Nacht.»

Wer war sie wohl? Was bedeutete diese so ganz aus dem Konventionellen fallende Einladung? Hatte ich eine Kurtisane vor mir? Nein! Ihre Sprache war

gewählt. Ihre Gedanken verrieten eine Verfeinerung des Geistes, welche die nicht besitzen, die von Berufs wegen die Männer amüsieren. War sie eine Frau vom Theater? Vielleicht. Ihr Gesicht schien mir gleichwohl nicht bekannt. Und Vorliebe für die Einsamkeit ist nicht das für Schauspielerinnen Charakteristische. War sie eine Amerikanerin? Ohne Zweifel, denn sie sprach das Englische ohne einen besonderen Akzent. In ihren Mienen aber lag ein Ausdruck des Exotischen, in den Augen ein Zauber des Orients, dessen verführerischer Macht ich allmählich unterlag.

«Ich begreife, daß Sie mein lakonisches Billett überraschte», sagte sie endlich, als die Terrasse fast leer war und das Orchester des «Palace» verstummte.

«Mein Schritt erschien Ihnen ungewöhnlich, nicht wahr?»

«Oh!»

«Doch. Es gehört sich nicht, daß — in unserer allzu gesitteten Gesellschaft — eine Frau einen ihr Unbekannten um einen Dienst bittet... nicht einmal in den Vereinigten Staaten, der Heimat aller Unwahrscheinlichkeiten und Kühnheiten, ist das üblich.»

«Es gibt Frauen, die alles tun können, ohne daß uns ihre Handlungen oder die sie bestimmenden Gedanken verletzen. Sie, Madame, gehören zu diesen seltenen Erwählten. Ich bin also zu jedem Dienst, der Ihnen angenehm ist, erbötig.»

«Zu jedem?» wiederholte sie, sich zu mir beugend.

«Zu jedem, gewiß.»

«Sind Sie dessen ganz sicher? Warum sagen Sie mir das? Sie kennen mich doch gar nicht. Ich bin für Sie nichts weiter als eine recht begehrenswerte Frau, der Sie in einem Hotelkorridor begegnet sind.»

Der seltsame Klang ihrer Stimme, das Rätsel ihres starr auf mich gerichteten Blickes verursachten mir ein gewisses Unbehagen, und während einiger Sekunden erwog ich, ob ich mit einem solchen Versprechen nicht doch am Ende etwas zu viel wage. Aber sie ließ mir keine Zeit zum Nachdenken.

«Ich wußte, daß Sie ein galanter Mann sind», fuhr sie fort, einen weichen Ausdruck in den Glanz ihrer Augen legend. «Uebrigens werden Sie gleich sehen, daß der Dienst, den ich erbitte, nicht sehr kompliziert ist. Hören Sie, worum es sich handelt... Sie kennen sicher Maud Morney?»

«Die Operettensängerin? Die ‚Reine Bobette‘ in London kreierte hat? Ich bin ihr gestern abend in der Villa meiner Freunde begegnet.»

«Die ist es. Der New-Yorker Milliardär Langford, der sich für sie interessierte, hat sie soeben im Stich gelassen. Durch diesen Streich verliert sie ein Jahreseinkommen von 50 000 Dollar. Um dieses Loch in ihrem Budget zu stopfen, hat sie sich entschlossen, eines ihrer Perlenkolliers zu verkaufen. Maud Morney wurde mir durch Freunde vorgestellt. Ich habe mich dazu verstanden, das Kollier für die Summe von 80 000 Dollar zu kaufen. Heute abend wird man es mir in mein Zimmer bringen. Sie werden sagen: die Stunde ist für eine solche Transaktion merkwürdig gewählt. Nun, ich habe mich durch das dringende Ersuchen von Maud Morney bewegen lassen, meine Zustimmung zu geben, sie hatte mich gebeten, sie das Kollier bei einer von Mrs. H. D. Harrison veranstalteten Festlichkeit noch tragen zu lassen. Diese Freude wollte ich ihr nicht verderben. Aber heute abend wünsche ich noch in den Besitz des Schmuckes zu kommen, weil ich selbst morgen früh nach Boston abreise!»

Ich hatte meinem Gegenüber mit begrifflichem Interesse zugehört.

Aber es wurde mir doch nicht klar, was für einen Dienst ich ihr erweisen sollte.

«Ich lese Ihre Gedanken», fuhr sie fort. «Aber Sie werden mich gleich verstehen. Seit ihrer Trennung von Langford umgibt sich Maud Morney mit Menschen von etwas zweifelhaftem Rufe. Unter anderen habe ich einen gewissen Reggie Wonder zweimal bei ihr getroffen, einen jungen Kinoschauspieler von den Flox-Films, der der schönste Mann von New York zu sein behauptet. Er ist wohl nicht ganz eine einwandfreie Persönlichkeit, und die Rolle, die er bei dem Verkauf des Kolliers spielt, scheint mir etwas eigentümlich. Nun, dieser Reggie Wonder soll mir heute abend den Schmuck bringen: Maud Morney hat mich ersucht, ihm meinen Scheck auszuhandigen. Sie hat offenbar Vertrauen zu ihm. Aber ich teile dieses Vertrauen nicht und habe mir gesagt, es ist besser, wenn ich Vorsichtsmaßregeln ergreife: und da habe ich an Sie gedacht.»

«An mich?»

«Ja, an Sie!... Weil meine Freunde abgereist sind... Weil ich seit vierzehn Tagen allein hier bin. Geben Sie sich daher heute abend dem Glauben hin, daß eine alte Sympathie uns miteinander verbindet und spielen Sie in meinem Zimmer die Rolle eines Zeugen.»

«Gewiß, werde ich es tun», erwiderte ich ziemlich überrascht, daß es so wenig war, was sie von mir begehrte.

«Hören Sie zu! Wenn Reggie Wonder das Kollier bringt, verberge ich Sie hinter den Vorhängen, damit Sie unsichtbarer Zeuge dieses einfachen Geschäftsvorganges sein können. Ich werde das Kollier einer genauen Prüfung unterziehen, denn — ich wiederhole — ich habe nur ein begrenztes Vertrauen zu Mauds Freund; ist aber alles in Ordnung, dann händige ich ihm vor Ihren Augen den Scheck ein. Sie brauchen sich gar nicht einzumischen... nur in dem Fall...»

«In welchem Fall?»

«... daß ich in einer Gefahr schwebe... dann würde es mir lieb sein, wenn ich glauben könnte, daß sie das Notwendige tun würden.»

«Das ist selbstverständlich.»

«Dank! Sie sind ‚gentleman‘.»

Sie reichte mir treuherzig die Hand und ich küßte sie, ohne noch ein Wort zu sagen. — — —

Fünf Minuten später betrat ich das Zimmer der Dame in Blau.

Rosen verwelkten in den Vasen. Die Luft erfüllte ein nicht zu enträtselndes Parfüm. Wir plauderten bis halb zwölf.

Obwohl die schöne Frau keine schwarze Samtmaske trug, hatte ich doch das Gefühl, an einem Karnevalsabend mich mit einer Maske zu unterhalten. Mit unvergleichlicher Kunst mischte sie in das Gespräch Bruchstücke von halben Geständnissen und vollendeten Enthüllungen, die mich in vollständigem Zweifel über ihre soziale Stellung ließen. Und während wir, die Zigarette zwischen den Lippen, schwatzten, fühlte ich, daß dieses Rätsel, das meinen neugierig gewordenen Geist beschäftigte, immer undurchdringlicher wurde. Sie hatte mir ihren Namen genannt: Comtesse Mandezza. Sie war Amerikanerin und Witwe. Ihr Gatte, der Graf Mandezza, war zu Ende des Krieges an der österreichischen Front gefallen. Hatte ich eine Abenteurerin vor mir? Eine Dame von Welt, die nicht alltägliche Erlebnisse suchte? Eine Hemmungslose, die keine anderen Gesetze kannte als die ihrer phantastischen Triebe? Ich neigte dieser letzten Vermutung zu. Eine Ahnung sagte mir, daß sie aufrichtig war und sich sehr verletzt fühlen würde, wenn ich in dieser Beziehung an ihr zweifelte.

Plötzlich schrillte die Klingel des Telefons. Die Dame in Blau stand auf und ergriff den Hörer.

«Hallo... Ja... Gut. Sie können ihn heraufkommen lassen.»

Sie hing den Hörer wieder an und sagte zu mir: «Er ist es... Verbergen Sie sich hinter diesen Vorhängen. Dort!» sagte sie und legte einen Finger an den Mund. «Bewegen Sie sich nicht mehr.»

Es wurde an der Tür geklopft. Ein eleganter Herr trat ein. Graziös begrüßte sie ihn.

«Tag, Wonder.»
«Guten Abend, Madame. Ich bringe Ihnen das Kleinod.»

«Der Gedanke, sich von ihm trennen zu sollen, macht Miß Morney wohl sehr unglücklich? Sie können jetzt gewiß von den Harrisons?»

Sie wechselten einige Worte. Dann sah ich, daß der Mann ein Etui aus rotem Leder seiner Tasche entnahm. Er öffnete es und legte das Kollier auf den Tisch. Es war ein wunderbares Stück. Sicher zwei Millionen Francs wert. Die Dame in Blau nahm es in ihre Hand und prüfte den Verschuß, einen von Brillanten umrahmten Saphir. Plötzlich zogen sich ihre Brauen zusammen und sie fragte: «Wo ist das Sicherheitskettchen?»

Der junge Mann gab die Erklärung ab:

«Maud hatte es vergangene Woche zerrissen... Sie vergaß, das Kettchen ersetzen zu lassen... Wenn Sie aber darauf bestehen...»

«Warten Sie! Ich habe eins in meiner Schmuckschatulle. Ich will sehen, ob es paßt.»

Die Dame in Blau ging hinüber in den Ankleideraum und ich hörte, daß sie einen Koffer wegschob. Herr Reggie Wonder hatte sich gesetzt. Er brannte eine Zigarette an. Eine Minute verstrich. Eine zweite. Da sich kein Geräusch in dem Gemach mehr hören ließ, rief der Herr:

«Nun... Haben Sie es gefunden?»

Keine Antwort.

Erstaunt stand er auf und trat zur Tür. Er fuhr zurück. Ich ahnte, das Kabinett war leer. Im Spiegel des Schrankes sah ich, wie Reggie Wonder auf die Klinke der zum Korridor hinausführenden Tür drückte. Sie war von außen abgeschlossen. Er stürmte nach der Stubentür. Man hatte sie auch verriegelt...

Er war eingeschlossen! Wir alle beide!

Ein eisiger Schauer rann über meine Schläfen. Ich fühlte, daß ein Drama einsetzte... Der erregte Mann hatte seinen Revolver aus der Tasche gezogen. Ich sah ihn das Zimmer durchsuchen. Er blickte unter das Bett. Öffnete den Schrank, näherte sich dem Fenster und plötzlich riß er die Vorhänge auseinander... Ich war entdeckt!

«Hände hoch!» schrie er, mit dem Revolver drohend.

Ich gehorchte. Er fragte:

«Was haben Sie hier zu schaffen?»

Was konnte ich antworten? Wie sollte ich diesen Mann überzeugen, daß ich mit seinem Mißgeschick nichts zu schaffen hatte?

«Ein Mißverständnis liegt vor», sagte ich, während ich die Arme emporgestreckt hielt. «Gestatten Sie, mein Herr, es Ihnen zu erklären...»

«Ein Mißverständnis?» höhnte er. «Sie sind ganz einfach der Komplize der Gräfin Mandeza. Ich werde Sie durchsuchen und wenn Sie eine Bewegung machen, schieße ich Sie nieder.»

«Ich bitte Sie!» entgegnete ich... «Suchen Sie, Sie werden sich von meiner Schuldlosigkeit überzeugen!»

Er griff mit seiner linken Hand in meine Tasche. «Ich versichere Ihnen, Sie täuschen sich», erklärte ich im Ton höchster Aufrichtigkeit.

Seine Linke durchwühlte meine Rocktasche. Plötzlich richtete er den Lauf seines Revolvers gegen meine Magengrube und stieß hervor:

«Und das?»

Vor mir, auf den Spitzen seiner Finger, tanzte dasselbe Perlenkollier, welches ich vor kaum fünf Minuten unter den Händen der Dame in Blau gesehen hatte... ich war vernichtet.

baren Tatsache, daß Reggie Wonder das Kollier der Miß Maud Morney in meiner Tasche gefunden hatte. Plötzlich klingelte das Telephon wieder.

Der Schauspieler langte nach dem Hörer. «Hallo!... Wer ist da? Sie Maud... Ja, ich bin noch hier... Kommen Sie in die 87, in das Zimmer der Mandeza; Sie werden gleich die Ursache der Verzögerung erfahren.»

Einige Minuten später erschien Miß Maud Morney. Sie sah mich an, ohne zu begreifen und mich zu erkennen. Reggie klärte sie über das Geschehnis auf.

«Wo ist das Kollier?» fragte sie, als er geendet. «Hier.»

Miß Morney klappte das Etui auf und sah die Perlen an. Sie näherte sich der Lampe und prüfte sie unmittelbar unterm Licht. Ein Schrei der höchsten Ueberraschung entfuhr ihr. Totenbleich wandte sie sich zu uns:

«Aber das ist ja gar nicht mein Kollier! Nur eine wertlose Nachahmung... Wo ist meines?»

Ihr Freund sah sie verständnislos an. Ich sagte im Tone der Aufrichtigkeit zu ihm:

«Hören Sie, mein Herr! Ich kann Ihnen nichts anderes erklären, als daß ich kein Dieb bin. Diese Dame in Blau, deren Name mir vor zehn Minuten noch fremd war, hatte mich aufgefordert, sie heute abend hier zu besuchen... Da wurden Sie gemeldet. Geschah es aus einem Gefühl der Scham, daß sie mich vor Ihnen verbergen wollte? Das ist möglich. Wie dem aber auch sei: wenn Ihr Perlenhalsband verschwunden ist, dann hat sie es mitgenommen... Wollen Sie übrigens erlauben, daß ich Ihnen meine Karte überreiche...»

Reggie hatte seinen Revolver auf den Tisch gelegt. Er las laut, was auf der Karte stand: «André Lecharmont, Gesandtschaftsattaché (Washington)»

Miß Maud rief laut:

«Sie sind Herr Lecharmont, den ich Freitagabend bei Freddy Collins traf.»

«Ganz recht, Madame... Ich bin Attaché in Washington, und Sie werden mir gewiß die Ehre erweisen zu glauben, daß ich mein Land nicht als Perlenlieb repräsentiere.»

Maud Morney und Reggie

Wonder waren schon überzeugt. Sie entschuldigden sich, daß sie mich fälschlich verdächtigt hatten.

Der junge Mann rief:

«Hören Sie, Maud, wir verloren kostbare Zeit, indem wir irrtümlich Herrn Lecharmont beschuldigeten. Es wäre besser gewesen, wir hätten uns darüber orientiert, was mit der Mandeza inzwischen geworden ist.»

Wir fragten den Portier.

«Die Dame aus 87», sagte er, «ist schon seit etwa einer Viertelstunde fort.»

«Sie kann Palm Beach nicht verlassen haben. Um Mitternacht geht kein Zug mehr.»

«Pardon!» sagte der Detektiv. «Ich sah sie vor dem Hotel in ein Auto steigen, das seit einer halben Stunde wartete. Jetzt ist sie schon weit weg!»

Reggie entließ den Portier und bat den Detektiv, sofort an die Arbeit zu gehen. Wir drei blieben im Zimmer zurück. Maud Morney war völlig konsterniert. Ich erzählte ihr mein Abenteuer.



KLEINE TÄNZERIN

Reggie Wonder prüfte es blitzschnell unter der Lampe. Er legte es in das Etui und während er immer mit seiner Waffe drohte, telefonierte er:

«Hallo, Portier!... Kommen Sie sofort mit dem Detektiv des «Palace» nach der 87... Ein Dieb ist im Zimmer... Schnell!»

Im Gang hallten hastige Schritte. Der Portier zeigte mit dem Finger auf mich.

«Dieses Individuum war hinter dem Vorhang versteckt. Er versuchte — als Komplize der Mandeza — mir dieses Perlenkollier zu stehlen... Benachrichtigen Sie augenblicklich die Polizei.»

Der Portier faltete mich ins Auge: «Das ist der Herr aus 89...»

Dann wandte er sich zu Reggie und ergänzte:

«Mein Herr, nach Mitternacht ist niemand mehr auf der Polizeistation.»

Sie überlegten, berieten, und ich wählte mich in einem Fiebertraum. Ich konnte, wie erstarrt, kein Wort hervorbringen. Fühlte mich wehrlos angesichts dieser unbestreitbaren Evidenz, dieser unleug-

«Aber warum dieses falsche Kollier?» fragte Regie, der sich immer noch nicht zu fassen vermochte.

«Es wird sich so zugetragen haben», erwiderte ich. «Indem mich die Frau zum Fenster drängte, schob sie geschickt das falsche Kollier in meine Tasche...

Der Gedanke war nicht so übel. Sie sah voraus, daß Sie mein Versteck entdeckten und — den verschwindenden Schmuck bei mir findend — mich des Diebstahl bezichtigten würden.

Meine Verhaftung sollte Verwirrung in die Nachforschungen bringen; sie dachte so 24 Stunden zu

gewinnen, ehe das Rätsel aufgeklärt wurde, und auf diese Weise leichter zu entkommen... Aber zum Glück hat Miß Morney die List rechtzeitig entlarvt. Wir können also die Polizei benachrichtigen, morgen in der frühesten Stunde, und die Detektive auf die Spur der Diebin lenken.»

DER BETRUG

VON HJALMAR BERGMAN

Leonhard Loewen beschloß, Babette aufzusuchen, und hatte dazu zwei Veranlassungen, sowie außerdem eine Entschuldigung. Die Veranlassungen waren diese: erstens wollte er sie betrügen — zweitens wollte er sie noch vor ihrem Tode sehen. Die Entschuldigung bestand darin, daß er es nicht länger aushielt.

Dieser Tod, der sie ihm unwiederbringlicher entreißen würde als irgend etwas anderes — und wo ist jetzt die Umarmung des Geliebten? —, dieser Tod, der seine erstarrende Kühle über die kleine Gestalt hauchen würde — und wo ist jetzt der Kuß des Geliebten? —, dieser Tod, der seinen Finger mit scharfem Nagel in ein zuckendes Herz bohren würde — und wo ist jetzt das Herz des Geliebten? —, dieser Tod durfte nicht mit Babette allein gelassen werden, die trotz ihren siebenundzwanzig Jahren so klein und leichterschreckt gelieben war. Leonhard Loewen würde bei ihr sein. Nicht der Tod allein.

Die Frage war jetzt nur, ob sie ihn empfangen, ihm erlauben würde, die Tage, die noch bevorstanden, an ihrem Bett zu sitzen. Es war durchaus nicht sicher, daß er gut aufgenommen würde. Einmal vor mehreren Jahren hatte sie ihn hinausgewiesen mit der ausdrücklichen Weisung, ihr nie wieder unter die Augen zu kommen. Spätere Versöhnungsversuche waren nicht einmal beantwortet worden. Seine Sache stand schlecht. Seine einzige Chance lag darin, daß sie vollkommen einsam war. Ist man vollkommen einsam, so läßt man gern alles an sich heran, wenn es nur Leben und Atem hat.

Also begab er sich in das Krankenhaus, und als er im Wartezimmer stand, sickerte der Schweiß auf seiner Stirn hervor. Aber er wurde eingelassen: Fräulein Babette empfing ihn ohne das geringste Zögern. Sie lächelte ihm entgegen, sie reichte ihm die Hand, sie sagte:

«Das ist nett von dir!» und fügte hinzu: «Aber ein bißchen gealtert bist du.»

Ja, gewiß war er gealtert.

Nach einigen Augenblicken fuhr sie gleichsam beschämt fort:

«Und ich! Mit mir ist es noch schlimmer. Ich bin krank geworden. Denk nur, Leonhard — ich muß sterben!»

Er antwortete:

«Ich weiß, Babette.»

Sie lächelte und sagte:

«Das hättest du dir nie von mir denken können.»

Er lächelte und sagte:

«Nein, wahrhaftig, damals nicht. Aber du bist ja immer ein bißchen unberechenbar gewesen, Babette.»

Sie murmelte:

«Ja, das will ich meinen. Uebrigens ist es schön gewesen, unberechenbar zu sein.»

Plötzlich setzte sie sich im Bette auf und schrie: «Es ist grauenhaft! Es ist grauenhaft! Es ist grauenhaft! Ich will nicht! Leonhard, rette mich! Aus Barmherzigkeit, rette mich!»

Die Stimme überschlug sich zu einem Zischen, und das Zischen ging in Schluchzen über. Er legte sie nieder und beruhigte sie mit den Händen so gut er konnte. Sie schwiegen eine Zeitlang und er dachte: Vielleicht ist es am besten, wenn ich mit meinem Betrug beginne. Aber ich muß vorsichtig sein!

Er sagte:

«Und wie geht's dir sonst?»

Sie antwortete gleichgültig:

«Nun ja — wie du siehst. Das Zimmer ist ganz

leidlich. Ich liege gut. Ich bekomme Morphium, wenn es zu arg wird. Ah, der Doktor ist sehr nett. Er knausert nicht. Dreimal im Tag sieht er nach mir. Die Schwester dann und wann. Manchmal kommt meine Mutter. Jeden Sonntag, glaube ich. Zuweilen bekomme ich Blumen. Vielleicht von dir. Ich weiß es nicht genau. Ich denke nicht viel an die Sache.»

Nun wagte er zu beginnen, indem er sagte:

«Und kannst du mir sagen, Babette, an welche Sache du denkst?»

Sie starrte zu der weißen Decke hinauf, dann schloß sie langsam die Augen, dann begannen die Tränen zu rinnen, strömend, dann begannen die Lippen zu zittern und die Wangen schienen einzusinken. Er beugte sich über sie und hörte ihren Jammer in einem ganz schwachen Flüstern:

«Sieben Wochen — sieben Wochen — nicht ein Wort — nicht ein Gruß —, sieben Wochen — seit ich hergekommen bin — nicht ein Wort...»

Sie schlug die Augen auf, sie richtete sich auf dem Ellbogen empor, ihr Mund stand schlaff offen, ihre Augen flackerten, sie sah ganz dumm aus — wie ein Geschöpf, das nicht begreift. Und sie sagte: «Denke, Leonhard, denk' nur — ich werd' ihn nie mehr sehen. Nie mehr, verstehst du. Ich werd' ihn nie mehr sehen.»

Und nun hatte also die Stunde des Betrages geschlagen. Er faßte ihren Arm ganz fest, er sah ihr ernst, beinahe streng in die Augen.

Er sagte:

«Babette, mein Kind, du mußt mir eines versprechen. Du mußt mir versprechen, vollkommen ruhig zu sein, du darfst nicht aus dem Bett springen als die Närrin, die du bist. Du darfst nicht so schreien, daß das ganze Krankenhaus zusammenläuft. Du mußt dich vollständig ruhig verhalten.»

«Ach, mein Freund», erwiderte Babette. «Ich bin entsetzlich schmachvoll, widerwärtig ruhig. Und ich kann kaum glauben, daß du, mein armer Junge, imstande sein solltest, mich aufgeregt zu machen.»

Leonhard Loewen nahm alles zusammen, was er an bitterem Mut besaß, und sagte:

«Babette! Es kann sein, daß er zu dir kommt.»

Sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Aber sie sprang nicht auf, sie schrie nicht vor Freude (ah, wie pflegte Babette vor Freude zu schreien!). Sie lag still mit geschlossenen Augen da, und die Tränen rieselten wieder durch die Wimpern. Sie murmelte:

«Du lügst, mein Freund, du lügst — du lügst!...»

Loewen räuspert sich und sagte:

«Er kann nichts Bestimmtes versprechen. Darum hat er nicht geschrieben. Du weißt ja, wie es bei ihm ist. Linette ist eifersüchtig wie eine Tigerin. (Und der gute Loewen machte dich vor dem Mädchen, das mit halbgeschlossenen Augen dalag, ein Tiger Gesicht!) Sie spioniert ihm Tag und Nacht nach. Sie schickt Detektive hinter ihm drein. Ach, der arme Kerl! Du weißt, ich mag ihn nicht. Du weißt vielleicht auch, daß ich einen gewissen Grund habe, ihn nicht zu mögen. Aber trotzdem sage ich: Armer Kerl! Armer Kerl!»

Leonhard Loewen keuchte. Dieses falsche Mitleid mit einem nicht existierenden Unglückschicksal war ein bißchen anstrengend. Es ist nicht so leicht für den Ungeübten, Theater zu spielen. Man läßt sich oft Uebertreibungen zusehnden kommen. Loewen sagte zu sich selbst: Ich darf nicht zu stark auftragen. Babette kann mißtrauisch werden. Und er sagte ein bißchen trocken:

«Also, dein Herr Alois gedenkt alles zu tun, was in seiner Macht steht, um zu dir zu kommen. Und natürlich kommt er! Die Liebe tut ja Wunder. Er sehnt sich nach dir. Er liebt dich. Er denkt Tag und Nacht an dich. Er kommt.»

Ihre rechte Hand begann über die Decke zu tasten. Er reichte ihr die seine. Sie nahm sie und küßte sie. Nicht heftig — sanft still, Kuß um Kuß die Hand hinauf, die Finger hinauf, hinunter, über die Innenfläche der Hand. Die Betrogene dankte dem Betrüger. Sie sagte:

«Denke nur, wie eigentümlich, Leo, daß gerade du mir einen letzten Schimmer von Glück bringen solltest!»

Er bedachte sich einen Augenblick und antwortete (aber das war unvorsichtig):

«Tja, Babette, es mag eigentümlich erscheinen. Aber wir sind doch einmal gut miteinander gewesen.»

Für ihn war es köstlich, von ihrer ehemaligen Freundschaft zu sprechen. Aber es war gefährlich. Es erweckte sofort ihr Mißtrauen. Zuerst sagte sie nur:

«Ach ja, mein Lieber, das weiß ich schon, daß wir gut miteinander waren.»

Plötzlich zuckte sie zusammen, schnell mit Babettes Geschmeidigkeit im Bett auf und starrt ihn mit Babettes glitzernden, drohenden Falkenaugen an. Sie sagt:

«Hast du gelogen?»

Er zittert, wie er dasitzt, aber er hält sich doch gerade und still. Immerhin schließt er die Augen. Er schüttelt langsam den Kopf, er lächelt überlegen, gelangweilt. Er erwidert:

«Immer noch die kleine dumme Babette! Immer noch so mißtrauisch! Warum sollte ich lügen? Um Herrn Alois in ein günstiges Licht zu stellen? Außerst wahrscheinlich, denn wie du weißt, bin ich ein Erzengel und liebe meine Feinde und tue denen Gutes, so mich hassen. Nein, hör mal, mein Kleines! Es wundert dich, daß Herr Alois mich zum Boten wählt und daß ich mich wählen lasse. Aber die Sache ist sehr einfach. Wir trafen uns zufällig. Und man hat doch Lebensart, man geht nicht mit den Hörnern aufeinander los wie ein Paar wütende Stiere. Wir wechselten einige Worte, und auf einmal sagte er: «Haben Sie Babette besucht?» «Nein», antwortete ich, «aber ich gedenke hinzugehen. Haben Sie irgendeine Botschaft für sie, so kann ich sie überbringen.» So einfach war es, mein Kind! Er wollte dich auf seinen Besuch vorbereiten, und ich konnte ihm diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.»

Er fügte hinzu:

«Herr Alois befürchtete vielleicht, daß du unvorbereitet vor Freude sterben könntest.»

Und in diesem Zusatz lag die ganze Bitterkeit. Aber Babette fühlte die Spitze nicht. Sie glitt unter die Decke, lächelte und murmelte:

«Warum sollte er es mir mißgönnen, vor Freude zu sterben?» Babette war wieder ruhig und glücklich. Der Betrug, einen Augenblick bedroht, war vollzogen. Und was hatte Leonhard Loewen mit seinem Betrug gewonnen? Erstens hatte er gewonnen, daß er jeden Tag, der noch bevorstand, Babette besuchen konnte und als ein lieber Freund empfangen werden würde. Denn das süße Geheimnis, das sie nun gemeinsam hatten, nämlich, daß Herr Alois sie noch immer liebte und sich sehnte — das würde ihn zu einer angenehmen Person machen. Ferner würde er bis zuletzt die kleine Babette glauben lassen

(Fortsetzung Seite 46)